

Deutsche Post

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.
Preis der Einzelpage sechs Pfennig. — Zu bezahlen durch
die Auktions- und Strafverkäufer. — Bei Postbezug nach
auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierthalb Pf. 90 Pf.
Anzeigenpreis: Die achtspaltene Kleinseite 30 Pf.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodz, Evangelickastr. 5.
Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.
Geschäftsstelle: Buchhandlung S. Winkopf, Petrikauer-
straße Nr. 152, daselbst Zeitungsausgabe.
Anzeigannahme: Evangelickastr. 5 und Petrikauerstr. 152

Nr. 13.

Sonntag, den 19. September 1915.

1. Jahrgang.

„Lodz, die Hauptstadt von Neudeutschland“.

Man erschrecke nicht, die Überschrift ist nicht das Lösungswort der „Deutschen Post“. — Graf Bobrinski, der russische Politiker und Pan-Slawist, einer der Männer, die zum gegenwärtigen Kriege hielten, hat in einer Rede im April 1909 der russischen Regierung höhnend ihr sogenanntes Gewährleisten der großdeutschen Bestrebungen in Lodz vorgeworfen und dabei das Schlagwort von der „Hauptstadt des neuen Deutschlands“ geprägt.

Was hat denn den russischen Grafen so in Harnisch gesetzt, daß er sich in wütenden Ausfällen gegen die Lodzer Deutschen und in einer verleidenden Kritik der Handlungen der damaligen Regierungsmänner gestellt?

Wir haben bereits im Leitartikel unserer letzten Nummer auf den Zusammenhang der Bobrinskischen Angriffe mit den erfundenen Behauptungen des polnischen Journalisten Gorski hingewiesen. Bobrinski hat, da es ihm so passte, die gehässigen Entstellungen gutgläubig übernommen. Nach seiner Darstellung — wir folgen in unserer Wiedergabe dem Bericht der Petersburger Blätter — machen die Deutschen in Lodz nur ein Viertel der Bevölkerung aus, trotzdem haben sie der ganzen Stadt ihren Geist anfangs geprägt. Die russischen Behörden unterstützten aber die Deutschen in unzulässiger Weise. Den Deutschen sei gestattet worden, Schulen zu gründen, den Tschechen, die immer ein stark ausgesprochenes Gefühl der Liebe und Ergebenheit für das große Russland besessen haben, sei ein gleiches Gefühl abgelehnt worden. Den Tschechen wurde gesagt, daß sie bis zur allgemeinen Schulreform warten müßten, bei den Deutschen ist solcher Aufschub nicht nötig gewesen. Für die Verbreitung der deutschen Ideen in Polen sprachen eine Anzahl Tatsachen. Die deutschen Schützen- und Jagdvereine bildeten tätige Vorposten der deutschen Armee in Polen. Bei ihren Straßenumzügen marschierten diese Vereinigungen mit der Waffe in der Hand, unter Absturz altdeutlicher Lieder, und bei der Begegnung mit den Polizeibehörden erweise man ihnen die Achtung in korrekter Form. Den deutschen Gefangenvereinen in Polen seien durch den deutschen Generalkonsul in Warschau anlässlich des Geburtstages des deutschen Kaisers deutsche Biedermeier zugesandt worden. Auch die deutschen Turnvereine seien militärisch organisiert. Alles wird von den russischen Behörden begünstigt. Am Tage nach der Annahme der polnischen Enteignungsvorlage im Abgeordnetenhaus habe die deutsche Gesellschaft in Lodz ein Fest gefeiert, auf dem der zeitweilige General-Gouverneur von Lodz anwesend gewesen sei, wobei er ausschließlich deutsch gesprochen habe.

Wie sehr der Dumarek sich von seiner lügnerischen Verleumdungsfucht leiten ließ, läßt sich erst feststellen, wenn einzelne seiner Behauptungen auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden. Es gab in Lodz keine deutschen Vereine mit politischer Richtung. Die Lodzer Bürgerdschulen, „die Vorposten der deutschen Armee“, waren rundliche, gutmütige Leute, die bei ihren Festen dem frisch-fröhlichen Vergnügungshüldigen und für politische Probleme nie zu erwärmen gewesen wären. Und der Hilfsverein der Angehörigen des Deutschen Reiches hat nie daran gedacht, daß die alljährliche Kaiser-Geburtstagsfeier jemals als Feier anlässlich der Annahme der preußischen Enteignungsvorlage hingestellt werden könnte. Es würde den Rahmen unseres Artikels überschreiten, wollten wir alle Entstellungen im einzelnen festnageln.

Die gehässigen Angriffe lieken ein zielbewußtes Deutschland in Lodz vorauszusehen. Die Wirklichkeit bot gerade damals ein ganz anderes Bild: unsere Deutschen waren in sitter Selbstgenügsamkeit versunken. So erschienen uns die Ausführungen des russischen Politikers als Kampf eines Irren gegen ein Wahngedanke.

Bobrinski macht Schule. Die bis dahin immer noch mit einer gewissen Mäßigung vorgebrachten Verdächtigungen der russischen Presse nahmen an Heftigkeit zu. Die russischen Zeitungen beriefen sich auf das Urteil der polnischen Zeitungs- und Broschürenschriften, die ja „gutunterrichtet sein mußten“. Einer ihrer schärfsten Angriffe gegen die Lodzer Deutschen leistete sich die „Nowoje Wremja“ noch im Sommer 1913. Sie schrieb damals: „Wenn wir die Eroberung unseres Weichsel- und Südwestgebietes durch die deutsche Industrie genauer ins Auge fassen, so ist der Gedanke an die Möglichkeit einer Sabotage im Kriegsfall umso weniger abzuweisen, als die Verbindung dieser deutschen Fabriken auf russischem Boden mit ihren deutschen Mutterhäusern unterbrochen fortbesteht und sie daher nur als Vorposten für den Drang nach Osten anzusehen sind. Diese Verbindung der russischen Deutschen mit ihrer alten Heimat war besonders deutlich zur Zeit der Revolution, wo eine Reihe von deutschen Fabriken in Lodz und Sosnowice ihre Verwaltungen nach Berlin verlegten. Was eigentlich in diesen deutschen Fabriken geschieht, wo vom ersten Direktor bis zum letzten Arbeiter nur Deutsche angestellt sind und nur deutsche Maschinen und deutsche Materialien gebraucht werden, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Einige Tatsachen deuten jedoch darauf hin, daß außer den kommerziellen Interessen ihnen auch militärische Dinge sehr am Herzen liegen. Schon im Jahre 1892 hat der General Kositsch darauf hingewiesen, daß die deutsche Invasion ganz systematisch vor sich gehe und von der deutschen Regierung unterstützt werde. Diese Worte werden jetzt durch eine Reihe von neuen Tatsachen nur zu sehr bestätigt. Vor allen Dingen erscheint uns das Bestreben der

deutschen Uebersiedler, sich zusammenzuschließen, höchst gefährlich. Gibt es doch in der „Hauptstadt von Neudeutschland“, Lodz, nicht weniger als vierzig Vereine (18 Gesang-, 4 Sport-, 8 Feuerwehr- und viele Schützenvereine). Viele von ihnen sind zudem ganz militärisch organisiert. Diese deutschen Kolonistenvereine erfreuen sich zwar fürs erste noch der größten Sympathien der Regierung, im Falle eines Krieges dürfte aber Russland gerade von ihnen große Überraschungen erleben. ... Das Blatt wiederholt dann die fassam bekannten Gorskischen Verleumdungen zum hundertsten Male und fährt fort: Wir könnten noch viele derartige Beweise mittellen, die auf die deutsche Industrie einen Schatten werfen. Doch die angeführten dürften genügend den Beweis geliefert haben, daß die in Frankreich bestehenden Methoden der deutschen Spionage auch bei uns in Russland angewandt werden. Die Aufgabe der deutschen Spionage dürfte aber zweifelsohne über den engen Rahmen der Erkundung hinausgehen und den Boden vorbereiten für eine verräderische Sabotage, deren Resultate sich schwer voraussagen lassen. Noch ist es nicht zu spät, um die wahre Aufgabe der deutschen Industrie in Russland zu erkennen. Es wäre daher endlich einmal an der Zeit, diese Frage vom Standpunkt der Landesverteidigung anzusehen und auf kurze Zeit wenigstens das industrielle Interesse beiseite zu lassen“.

Uns Deutschen in Lodz stellten sich damals diese Anrempelungen als Delirien eines Tieberkranken, der ausgehört hat, mit den Tatsachen zu rechnen und folgerichtige Schlüsse zu ziehen. Und so griff die Verleumdung in der russischen Gesellschaft weiter um sich; die von ihr Befallenen konnten nicht mehr mit den Dingen und Verhältnissen der Wirklichkeit rechnen, weil sie dann erkannt hätten, daß sie mit an einem Lügennetz weben, das über all die Treue und Güte, die die Deutschen in Russland seit jeher dem Staate darbrachten, verächtlich geworfen werden sollte.

Ist nun eine der Vorhersagungen der Bobrinski, „Nowoje Wremja-Leute“ und ihrer Genossen eingetroffen? — Wir Deutschen in Lodz können mit reinem Gewissen antworten: Nein!

Die Teuerung.

Die Lebensmittelsteuerung hält weiter an, wird größer und angesichts des nahenden Winters gefährdend.

Selbst das Brot, das nach der neuen Ernte, die eine gute war, angekündigterweise billiger werden sollte, ist neuerdings im Preise gestiegen.

Ungebürlieh teuer aber sind außer dem Fleisch, auf dessen Beschaffungsschwierigkeiten wir in einem Aufsatz unserer letzten Nummer hingewiesen haben, Kartoffel und andere landwirtschaftliche Produkte. Teuer ohne Notwendigkeit, denn die Kartoffel- und Gemüseernte ist, wie von Landwirten aus den verschiedensten Richtungen der Umgebung unserer Stadt übereinstimmend berichtet wird, gut.

Man muß sich also wundern, wie es denkbar ist, daß die Landwirte die herrschenden hohen Preise halten können.

Wenn man näher hinhört, so vernimmt man aus ihrem Munde immer wieder die Klagen über die zahllosen einschränkenden und hemmenden Bestimmungen, die den Landwirten die Markierung ihrer Erzeugnisse sauer machen.

Erlaubnisscheine zur Ausfuhr, Durchfuhrquittungen, Erlaubnisscheine zur Einfuhr verbunden mit Geldausgaben, Durchsuchungen usw. hindern die Landwirte vielfach selbst ihre Produkte in die Stadt zu bringen. Die dazu Gelegenheit haben, überlassen ihre Erzeugnisse den Auskäufern, welche die Waren nur mit entsprechendem Gewinn in unsere Hände geben; andere Bauern, die keine gute Verbindung mit der Stadt oder dem Auskäufer haben und die Schwierigkeiten und das Risiko der Zufuhr nicht auf sich nehmen wollen, lassen ihre Produkte einfach liegen und verfaulen!

Seder Kreisches kümmert sich um die ausreichende Versorgung seines Kreises und verbietet zu diesem Zwecke die Ausfuhr dieser oder jener Produkte. Die Großstadtbevölkerung kommt auf diese Art um manchen ihrer Lieferanten, ihr ist auf diese Weise manche Quelle verstopft, die früher reichlich speiste.

Kann man aber die Fürsorge der Kreisches für ihren Kreis verstehen, so darf doch nicht, wie von vielen Seiten behauptet wird, daß das vorgekommen sei und bei der gegenwärtigen Ordnung wieder vorkommen könnte, in manchen Teilen unseres Landes mehr zurückgehalten werden als zur Ernährung der Bevölkerung notwendig ist. — Hoffentlich sind diese Behauptungen und Befürchtungen grundlos.

Das gegenwärtige Verhältnis der einzelnen Kreise und Gemeinden zueinander ähnelt beinahe der unseligen deutschen Kleinstaaten aus Urovojäterszeiten mit ihrer gegenseitigen Beschränkungs- und Besteuerungsfucht. Daß dabei für die Allgemeinheit nichts gutes herauskommen kann, ist selbstverständlich.

Letztlich beweist die gegenwärtige Lage, daß in manchen Orten unserer näheren und weiteren Umgegend bedeutend billigere Preise bestehen als in Lodz, beweist die Lage,

dass wir unglückseligen Großstädter die Hauptlasten des Krieges tragen.

Es muß dahin kommen, daß wir wieder mit den nahen und fernen Landgemeinden in unbeschränktem Austausch treten können.

Es muß dahin kommen, daß die hemmenden Bestimmungen, die Ausfuhr- und Einfuhrverbote, die Aus-, Durch- und Einfuhrkosten beseitigt werden!

Solang das nicht der Fall ist, wird die Versorgung unserer Stadt eine mangelsame sein.

Wir erkennen die Versuche unserer Stadtverwaltung an, aus neutralen Ländern Artikel für den täglichen Bedarf zu beziehen. Was auf diese Art hierhergeschafft wird, ist ein unbestreitbarer Gewinn. Zucker, Heringe und Naphta, die unterwegs sind, werden gern aufgenommen werden.

Das Wichtigste für die Versorgung der Stadt aber ist dennoch, daß Kartoffel, Gemüse und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse ungehindert in unsere Stadt kommen können.

Man sollte meinen, daß bei einem gegenseitigen Zusammenspielen der einzelnen Kreisbehörden und Stadtverwaltung die Angelegenheit unschwer zu aller Zufriedenheit zu regeln wäre. Wir befinden uns heute ja nicht eigentlich mehr im Operationsgebiet; die einschränkenden Bestimmungen, die seinerzeit, als die Front nahe war, nötig gewesen sein mögen, sind heute überholt und hinderlich.

Hilfe in letzter Stunde.

In der letzten Stadtverordnetensitzung am Donnerstag wies Herr Oberbürgermeister Schoppen auf das Elend der Reservistenfrauen hin und ersuchte die Versammlung, dem Magistrat bis auf weiteres die Summe von 3.000.000 Mark zur Unterstützung der Reservistenfrauen zur Verfügung zu stellen. Seinem Antrag wurde zugestimmt. Morgen bereits soll mit der Auszahlung von Unterstützung an die Reservistenfrauen begonnen werden.

Eine Woche lang standen hunderte von Frauen dicht zusammengedrängt vor dem ehemaligen Magistratsgebäude am Neuen Ring; erbittert durch das vergebliche Warten scheuten sie vor gewaltsamen Verkehrsstörungen nicht zurück. Die Ausschreitungen können nicht gebilligt werden.

Aber man bedenke: es waren Mütter, deren Kinder hungern, es waren Frauen, die seit beinahe acht Wochen keine Unterstützung erhalten haben und, wenn nicht alle, so doch fast alle bitterste Not leiden! Und man bedenke weiter: es sind die Frauen der Arbeiter unserer Stadt, die für ihr russisches Mutterland kämpfen, die so gut wie die deutschen Soldaten Helden sind!

In Deutschland und jedem andern Kulturlande begegnet man den Frauen der Soldaten mit Achtung, sucht nach Möglichkeit, ihr schweres Los zu erleichtern, ihnen die Sorgen von den Schultern zu nehmen, achtet sie als Frauen und Mütter des heranwachsenden Volkes, das einst vielleicht wieder sein Blut und Leben hergeben muß — fürs Vaterland!

Mancher von uns hat die Vorkommnisse als Schmach für uns alle, für die ganze Stadt empfunden.

Man hat den Frauen in den letzten Tagen gesagt, daß die Stadtbehörde helfend eingreifen werde. Daß es am Donnerstag dennoch zu einer gewaltsamen Vertreibung der Frauen kommen mußte, daran ist nicht die Behörde schuld, denn zur gleichen Stunde hatte sie schon die nötigen Schritte getan, um durch eine dauernde Sicherstellung der Reservistenfrauen solche betrüblichen Vorkommnisse für alle Zukunft unmöglich zu machen.

War es aber nicht möglich, daß das Bürgerkuratorium, das bisher die Unterstützungen auszahlte, bereits früher die Not der Frauen öffentlich darlegte und die Fürsorge für sie rechtzeitig in die Hände des Magistrats legte? Das zu erfahren wäre von Interesse. Dem Oberbürgermeister der Stadt und den Stadtvätern danken wir für ihr rettendes Eingreifen.

Wie es um die Gesundheitspflege bestellt war.

Eine kritische Lodzer Plauderei.

Im alten Lodz, welches von Petersburg aus über Petrikau unter freundlicher Mitwirkung des Herrn Stadtpräsidenten geleitet wurde, gab es so manche Einrichtung, die wir Lodzer gern vermocht hätten und jetzt zum Teil wenigstens los geworden sind; es gab aber auch vieles, was da fehlte, das aber von der Mehrzahl der steuerkräftigen Einwohnerschaft auch gar nicht ersehnt wurde, obgleich es zu einem Kulturstaat unbedingt gehörte. Von Altersversorgung, Invalidenunterstützung, Unfallversicherung des Arbeiters und dergl. mehr auf staatlicher Grundlage im Auslande hatte man wohl gelegentlich gehört, oder darüber auch in den deutschen Zeitungen gelesen, was das aber eigentlich ist, war den wenigsten klar, nur so viel schwante den meisten, daß so etwas mit Geldausgaben in Gestalt von Steuern verbunden sein könnte und daher in jedem Fall unerwünscht sei; daß aber solch eine Sicherung der arbeitenden Bevölkerung zum Segen gereicht und die Volkskraft, mit ihr den Volksreichtum hebt, entzog sich dem an die Dämmerung gewohnten Blick der sogenannten Intelligenz. Man gründete lieber Wohltätigkeitsvereine, die vom Bettel leben und das Unterstützungsbedürfnis im Volke großzogen, und war sehr zufrieden, wenn man sich zugunsten

der Armut amüsierten konnte, wobei der Völkernanteil der Einnahme für die ganze vornehme Aufmachung vorausgeht wurde, während für die leidende Menschheit nach Abzug aller Unterkosten ein Scherlein abfiel. Eine regelmäßige Abgabe hätte uns die Taschen nicht mehr erleichtern können, als die ewige Beteiligung der wohltätigen Gesellschaften mit ihren Konzerten, Bällen und Gartenfesten, ganz abgesehen von den Maskeraden und anderen Veranstaltungen, die mehr die Unstetigkeit als den Sinn zur Wohltätigkeit fördern. Wir hätten allerdings bei der Steuerzahlung uns entschieden weniger gut unterhalten und mehr geschimpft, für die Armen wäre aber besser gesorgt gewesen; wir hätten dabei noch, besonders wenn wir die kostbaren Kleider unserer auf diesen Wohltätigkeitsfesten prunkenden Frauen in Betracht ziehen, noch Geld erspart und manche Mutter hätte dann Zeit gefunden, sich mehr ihren Kindern als der sozialen Frage, die bei staatlicher Fürsorge auf einen kleinen Bruchteil zusammengeschrumpft wäre, zu widmen.

Der Rahmen eines Zeitungsartikels ist zu eng, um darin ein getreues Bild all dieser Wirklichkeit und ihrer Abhilfe zu entwerfen, auch bin ich nicht die geeignete Persönlichkeit, um in dieser Richtung ausführend zu wirken, dazu gehört ein tiefstes Gefühl oder Nationalökonomie, und es wäre vielleicht zielgemäß, wenn einer dieser Herren sich der Mühe unterziehen wollte, uns Bürger, die wir nun zur städtischen Selbstverwaltung herangezogen werden sollen und zu gemeinnütziger Objektivität befähigt sein müssen, in öffentlichen Vorträgen oder schriftlichen Abhandlungen in Dinge einzuhören, die bisher unser Denken und Fühlen so unendlich fern lagen. — Wenn ich heute versuchen will, über Arbeiter- und Armenfürsorge zu schreiben, so habe ich mir nur einen kleinen Abschnitt aus dem großen Kreise der Unzulänglichkeiten, unter denen die ältere Bevölkerung leidet, ausgesucht. Manches mag in dieser Abhandlung so scharf beleuchtet, vieles überschaut sein, immerhin wird der Gesundheitspflege in unserer Stadt, die sehr im Argen liegt, ein Dienst erweckt, wenn auch nur das Interesse erweckt wird, das Fehlerhafte zu erkennen und zur Besserung zu rufen.

Von den öffentlichen Anstalten, die unter der Leitung von Staats- oder Stadtbürokraten standen, will ich von vornherein abschneiden. Privatpersonen, auch solche, die als Mitarbeiter in städtischen Angelegenheiten von den Behörden herangezogen wurden, aber keinen entscheidenden Einfluss besaßen, erzielten in Verwaltungsangelegenheiten so gut wie gar keinen Einblick; sie hatten eigentlich nur den Beruf, den Schein nach außen hin zu wahren. Man wird da wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Leitung der Krankenhäuser und dergleichen Anstalten, die für die Besserung der Volksgesundheit zu sorgen bestimmt waren, unter denselben Auswüchsen der russischen Verwaltungsart zu leiden hatten, die ja zu bekannt sind, als daß man sie noch besonders hervorzuheben brauchte. Die Abneigung der armen Bevölkerungsklassen bei ansteckenden Krankheiten ihre Angehörigen der Pflege im Hospital anzutrauen, ist sicher zum Teil auf Ersparnisse zurückzuführen, welche die Beamten der städtischen Anstalten zu Ungunsten der Einwohnerchaft machten. Lieber behielt man die Erkrankten im Hause, ertrug alle Mühsal, welche die Pflege den Mitgliedern der Familie auferlegte und setzte sich noch dazu der Ansteckungsgefahr aus, als daß man sie der sachgemäßen Behandlung des Hospitalpersonals überantwortete. — Besser war es schon um die Krankenhäuser und Ambulatorien der Fabriken und Wohltätigkeitsgesellschaften bestellt, obgleich man da auch verschiedene Abstufungen gelassen musste. Ohne Zweifel haben einige Fabrikherren und Leiter der öffentlichen Wohltätigkeit ihre Pflicht ernst genommen und in ihrer Menschenliebe wirkliche Pflegestätten in's Leben gerufen, die ihnen nicht nur Anerkennung aus Fachkreisen, sondern auch Liebe und Dankbarkeit von Seiten der Arbeiterschaft und der armen Bevölkerung eingebracht haben. Leider bildete diese Gruppe aber die Minderheit, in weit überwiegender Mehrzahl waren dieselben vertreten, welche die ärztliche Behandlung ihrer Untergebenen als Last, verbunden mit unzähliger Geldausgabe, empfanden. Ein Fabrikarzt mußte angestellt werden, das verlangte das Gesetz und die Fabrikinspektion; aber das Gesetz unterlag bei uns verschiedener Deutung, und der Herr Fabrikinspektor unterlag gar zu leicht Einflüssen, die eine reichbesetzte Tafel auf uns sterbliche Menschen nun einmal auszuladen vermögen. Man fand einen Arzt, der eben erst die Hörsäle der „Alma Mater“ mit viel Idealen aber geringer Erfahrung verlassen, oder einen älteren Herrn, der aus Erfahrung den Idealen bereits den Rücken gekehrt hatte und stellte ihn für ein geringes Entgelt an. Was folch einem Herrn an Gehalt zu wenig geboten wurde, mußte die reichliche Arbeitsumsetzung

Die „Deutsche Post“

wird eine Bürgerzeitung sein: sie will die Interessen der deutschen Einwohner und Bürger unserer Stadt vertreten gegen wen es auch sei. Das ist so zu lesen: alle deutschen Einwohner und Bürger von Lodz dienen und nutzen durch ihre tägliche Mitarbeit ander. „Deutsche Post“ sich selbst als Gemeinschaft.

erscheinen. Man muß solch ein Fabrikambulatorium besucht haben, um zu der Überzeugung zu kommen, daß es einem leitenden Arzt auch bei vielfältiger, angestrengter Tätigkeit, selbst beim besten Willen nicht gelingen kann, die täglich erscheinenden Patienten auch nur einigermaßen eingehend zu untersuchen. Der Warteraum mit seinen eng bei einander stehenden Bänken macht den Eindruck einer großen Volkschulklasse mit dem Unterschied, daß die Bänke statt mit lernender Jugend von Müttern mit schreienden Kindern und von Arbeitern beiderlei Geschlechts dicht besetzt sind, die oft stundenlang ihrer Absättigung entgegenharren. Das nächste Zimmer ist der Verbandraum, in welchem einige Heilgehilfen, zum Teil erst ungeschickte Anfänger, in nicht ganz einwandfreien Operationsfertigkeiten ihre Kunstsicherheit erproben. Halbnackte Körper, Geschwüre, Schmerzenslute und grobe Zurechtweisungen erfüllen den Raum, aus welchem ein Schiebefenster zu einem Verschlag führt, in dem der allgewaltige Herr Feldscher, der im Nebengeschäft eine gut gehende Käse- und Haarschneidefabrik unterhält, zwischen verschiedenen Arzneimitteln thront. Zu diesem Fenster tritt der Patient, wird verhört — anders kann man diese Art der Konsultation kaum benennen — und erhält entweder gleich an Ort und Stelle ein Heilmittel in irgend einer üblichen Form der Massenherstellung für sein Leid, oder wird den Heilgehilfen mit der nötig scheinenden Unterweisung überlassen; nur in nach eigener Einsicht, ernster Falten gestattet der Herr Feldscher dem Kranken den Eintritt zum Arzt. Durch diese gründlich sorgfältige Voruntersuchung allein ist es erklärbare, daß der Fabrikarzt neben den Sprechstunden im Ambulatorium auch seinen Besuch bei den bettlägerigen Kranken gerecht werden kann; daß aber die Patienten bei dieser Art von Behandlung kein rechtes Vertrauen zu ihren Wohltätern fassen können, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Wer denn von ihnen irgend über Vermittel verfügt, zieht es vor, einen freipraktizierenden Arzt um Rat anzugehen und das verschriebene Rezept dem Fabrikfeldscher zur Begutachtung und Abstempfung vorzulegen, die nach Feststellung des Kostenpunktes erfolgt oder auch verweigert wird.

Es dürfte nur wenige Menschen geben, welche diese Art der Gesundheitspflege als mustergültig hinstellen möchten und doch hat durch das Beispiel der Fabrikambulatorien die üble Gewohnheit der Feldscherkonsultationen in breitere Schichten des Publikums Eingang gefunden. Das russische Gesetz, welches jeder Privatperson gestattet, dem Kranken einen mündlichen oder schriftlichen Rat zu erteilen, vorausgesetzt, daß für den Rat kein Geld verlangt wird, und die Mittel harmloser Art sind, begünstigt das Hervortreten von Leuten, die ohne Fachstudien nur durch persönliche Erfahrung zur Kenntnis einiger Heilmittel und ihrer Wirkung bei Krankheitserhebungen gelangt sind. Feldscher, die es über die Kunst von Schröpfköpfen oder Blutegel-Ansetzen nicht gebracht haben, und die noch im heftigsten Kampfe liegen mit allem, was mit Schönschreibe- und Rechtschreibekunst zusammenhängt, übernahmen ganz munter die Behandlung von Krankheiten, welche die edelsten inneren Organe des menschlichen Körpers befallen hatten; daneben trieben sogenannte „Zaachory“ (Krankheitskenner) ihr an Hegenkliniken streisendes Unwesen und glaubten ihre Sache sehr gut zu machen, wenn sie möglichst viele und teure Mittel — ob sie chemisch zusammenpassen oder nicht, war Nebensache — zusammenmischten. Die Bedingung des Gesetzes, daß die Mittel harmlos wirken sollen, war leicht zu erfüllen, denn sie sollten ja nicht dem Kranken sondern dem Heilkünstler Nutzen bringen, und die Voraussetzung, daß für den Rat kein Geld genommen werden durfte, ließ sich umgehen, entweder dadurch, daß der Ordinator das Mittel selbst herstellte und dafür einen Beitrag erhielt, in welchem das Honorar für die Konsultation schon reichlich mit verrechnet war, oder aber, indem der Herr Doktor von dem das Rezept anfertigenden Apotheker und Drogenhändler, dem er seine Patienten zu-

schickte, ein Entgelt erhielt, oder auch, und das war der beliebteste Weg, die Vorauszahlung der Interessenten wurde als läufige Beigabe zum Gesetz ganz ausgeschaltet und nur die Gefahr bei etwaiger Anzeige dadurch verhindert, daß man mit dem Patienten eine Pauschalsumme vereinbart, die einmalig u. z. im Vorraus für das ganze Heilverfahren gezahlt wurde, natürlich unter vier Augen, womöglich in der Klinik der Heilkünstlersgattin.

Diese Zustände waren hier bisher so allgemein, daß sie höchstens bei den wohlhabenden Kreisen der Gesellschaft, die sich zu jeder Zeit einen wirklichen Arzt leisten können, Verwunderung erregen werden. Zum Teil trägt daran die Unbildung der städtischen Bevölkerung schuld, zum Teil die Gewissenlosigkeit derjenigen, welche diese Unwissenheit zu ihrem Vorteil ausnutzen, sehr viel haben aber auch die Herren Aerzte dazu beigetragen, welche ohne Ansehen der Vermögenslage des Patienten für ihre Konsultationen Preise ansetzen, die mit den Einnahmen der weniger Bemittelten nicht in Einklang zu bringen sind. In früheren Zeiten, d. h. vor der Revolution, erhielt der Arzt, wenn er ins Haus gebeten wurde 1—1,50 Rbl. in seinen Sprechstunden 50—75 Kop., wobei Erhöhungungen bei lang andauernder Behandlung nicht ausgeschlossen waren, heute sind es nur die Arzneiarzte und einige wenige, die mit den Idealen der Menschenfreundlichkeit noch nicht abgewirtschaftet haben, die ein Honorar unter 2 Rbl. in der Sprechstunde gelten lassen wollen, und Besuch eines einigermaßen bekannten Arztes in Hause bedeuten für den Mittelstand eine so große Belastung, daß sie bei längerer Dauer, oder in sich wiederholenden Krankheitsfällen der Familiengläder eine Notlage hervorrufen müssen; besonders wenn der Arzt, wie meist üblich, als Heilmittel den durch Zoll fast unerschwinglichen Patentmitteln den Vorzug gibt und zum Schluss eine Badewelle verordnet. So hat ein kleiner Arzt unserem etwas blutarmen Stubenmädchen Srolin, Sanginalpiller und Haematoxylogen verordnet, verbunden mit sehr komplizierter Ernährung, wobei Kaviar, Porter und alter Wein keine Nebenrolle spielt. Ich weiß nicht ob die Gattin dieses Arztes einer solchen Zumutung ihres Mannes Folge gelebt, oder ob sie nicht der Einfachheit halber einen Dienstbotenwechsel vorgezogen hätte, jedenfalls wurde unser Stubenmädchen auch bei vereinfachtem Heilverfahren wieder gesund und munter, diente bei uns noch eine Reihe von Jahren und befindet sich jetzt in Szadek als Frau eines Gastwirtes und Mutter mehrerer gesundheitsträchtiger Kinder in blühendem Zustande. Was das Honorar des Arztes anbelangt, so kann man dagegen halten, daß in letzter Zeit auch vor dem Kriege hier am Ort die Preise in jeder Hinsicht so gestiegen sind, daß auch die Aerzte sich gewünscht haben, ihre Einkünfte vergrößern zu müssen. Das hätte aber auch erreicht werden können, wenn der Arzt es nicht für bequemer gehalten hätte, die Bedürfnisse seines Haushaltes mit fünf anstatt mit zehn Krankenbesuchen täglich zu bestreiten. Arbeit hätte er ja dabei mehr gehabt, aber auch die Genugtuung, ein wirklicher Helfer in der Not zu sein, da doch die Frage der Verleierung des Haushaltes für alle andern Gesellschaftskreise ebenso gut wie für ihn bestand. Außerdem hätte der Arzt die Patienten nicht zu seinem eigenen Nachteil aus seinem Sprechzimmer in das der Feldscher geschleift, von denen viele ein offenes Auge und richtiges Verständnis für die Leiden der darbenden Menschheit zeigten, so daß man sie nicht alle unter dem Namen „Kurpfischer“ verurteilen darf, da sie, wenn auch nicht immer ganz gesetzlich, doch einem allgemein gefühlten Bedürfnis abgeholfen haben.

Oeterum censeo Britanniam esse delendam.
K. to.

Ein paar Worte zur Kriegsanleihe. In Ergänzung des unter obigem Titel in unserer letzten Nummer gebrachten Aufsatzes teilte die „Deutsche Lodzer Zeitung“ mit, daß die Filiale der Ostbank für Handel und Gewerbe günstige Bedingungen für die Belebung der Kriegsanleihe aufgestellt hat. Gegen Hinterlegung von etwa 15% in russischen Noten oder Lodzer Bons oder sonstigen Wertpapieren nimmt diese Bank Bezeichnungen entgegen und berechnet für den von ihr veransagten Betrag lediglich 5½% Zinsen frei von jeder Gebühr. Die Bank bewahrt im übrigen in den Tresors ihrer Zentrale in Polen die gezeichneten Scheine kostenlos bis zum 30. September 1916 auf. Die Billets dieser Bank, Meyers Passage 8, sind von 9—1 vormittags und von 3—6 Uhr nachmittags für die Kundshaft geöffnet.

Im Vorübergehen . . .

Wir hatten die verwahrlosten Altstadtstraßen zu Fuß durchschritten, unsere Blicke waren über das Gemüse von schächernden Menschen hinweggegangen, an den trüben Häuserreihen hingen gebüllt und sahen dann wie vor einem der schmutzigen Kramläden eine Händlerin Pflaumen, die im Straßenstaub verstreut herumlagen, in einen Korb raffte und gleich weiter zum Verkauf anbot.

Nach halbstündiger Fahrt kamen wir, auf der Landstraße nach Ozorkow, zum freien Atemzug.

* * *

Bor einem Wirtshaus standen viele Wagen, ihre Führer füllten die Gaststube. Wir traten ein, tranken den in der Stadt verbotenen Schnaps, ließen uns das verbotene reine Kornbrot schmecken und wechselten einige Worte mit Frauen, die müde am Tisch lagen und große Bündel neben sich niedergestellt hatten.

Die Frauen, die aussahen, als ob sie eigens dazu geschaffen wären, Mühsal zu ertragen, hatten fünfzehn Meilen zu Fuß zurückgelegt. In ihren Bündeln befand sich Weizenmehl. Vier Tage lang trugen sie die schweren Bündel auf dem Rücken; eine Nacht hatten sie auf ebener Erde im Freien zugebracht, eine andere in einem Stall ohne Stroh, die letzte Nacht waren sie durchgewandert. Ein junger Bursche gesellte sich zu ihnen und erbost sich, sie einen Weg zu führen, auf dem sie ihr Mehl sicher in die Stadt bringen könnten, denn an der Landstraße sei die Kontrolle streng, vielen sei das Mehl weggenommen worden.

* * *

Es ist immer noch wie eine Völkerwanderung auf der Landstraße. Frauen, Männer und Kinder ziehen barfüßig, beladen und bepackt, vorüber. Mehl, Kartoffel, Bäuerle, Hühner, Brot: alles wird mit und ohne Erlaubnis in die Stadt gebracht. Und wenn auch die Meisten Schlepper- und Schmug-

geldienste tun um zu verdienen, es kommt doch so manches zu uns, das wir auch gegen teureres Geld gerne kaufen, denn die guten Lebensmittel sind selten. . .

Aus der Richtung der Stadt fuhr ein Wagen, mit Postermöbeln beladen, vorüber. Möbel von Sommerfrischern? Nein. Viele Wohnungseinrichtungen der Städter finden nun einen Platz in den Stuben der Landwirte, die in guten Zeiten an derlei „Komfort“ nie hätten denken können, in dieser schlechten Zeit aber viel Geld verdienen. . .

* * *

Gin paar Straßenarbeiter gesellten sich zu uns. Sie hatten Löhnuung und wollten nun in die Stadt, um ihren Lohn, den sie in deutschen Scheinen ausbezahlt erhalten, dem Wechsler zu zeigen, der bei der Umwechslung in Bons, „mit Handküß“ mehr gebe.

* * *

Vor Igierz stand die Landsturmwache. Postzettel prüften die Passierscheine der Fuhrleute und durchsuchten die Ladungen. Dem Anschein nach weniger streng wie die Leute erzählten, aber doch wohl gründlich genug um hin und wieder „Banngut“ zu entdecken und zu beschlagnahmen.

* * *

An der Fernbahnhaltstelle standen viele Leute mit Taschen und Säcken, Frauen mit Kindern auf dem Arm. Man schob sich in die Wagen, Männerlichen waren uns ihre schmutzigen Bündel auf die Knie. Trost des Zugwindes war die Luft im Wagen erstickend schlecht. Der Fahrcheinverteiler hatte Eile, er wollte vermutlich aus Furcht vor dem Aufsichtsbeamten, noch vor der ersten Haltestelle alle Fahrgäste mit Zahltellern versetzen. Er schrie die Leute an, wenn sie das Fahrgeld nicht abgezahlt bereit hielten. Erwachsene fluchten, Kinder weinten.

Lodz! Ruck, blieb der Wagen stehen und löschte das Licht aus. Im Dunkel begann nun ein Ringen um den

rashen Ausgang. Pakete und Bündel wurden über uns hinweggeschoben, Plüffe an die Knie und in die Seite hieben uns aufzustehen. Im Dunkel ging ein Suchen los. Einem Mann fehlte ein Paket, einer Frau ein Schirm.

* * *

Das Gewühl im Ghetto ist abends noch wilder als am Tag. Wir hielten das Tuchentuch vor dem Mund, die Luft war durchzogen von Staub und übeln Gerüchen, die aus den Häusern und Abfallrinnen kamen. Wir hatten schon vergessen, daß es da draußen Sonne, weites Feld und Schönheit gab.

* * *

Auf den Stufen der Trinitatiskirche an der Petrikauer Straße hockte die Igre. Seit einigen Monaten sitzt sie nahezu täglich an der gleichen Stelle: altjüngstlich aufgeputzt, mit einem gräßlichen Strohhut bekleidet. Sie startt oder spricht vor sich hin, hin und wieder stehen Kinder um sie und lauschen ihren verworrenen Reden.

* * *

Die Pfarrherrn der Trinitatiskirche müssen die Igre sehen. Sie sind in Wohltätigkeitsvereinen, bringen wohl auch Kräne in Heilanstalten unter. Mir tat es auch diesmal leid, kein Pfarrherr zu sein, dessen Wort genügt, eine arme Frau in Pflege und Obhut zu geben.

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thürlina, Lobs.

(2. Fortsetzung)

* * *

Die junge Dame war noch nicht dort. Sie sei, erklärte Frau Unger, bei Herrschaft Neumann, werde wohl aber bald wiederkommen. Und lange ließ auch Hedwig Ostwald nicht auf sich warten. Am Ende des Saales sah man schon ihre ebenmäßige Gestalt in dem einfachen weißen und doch geschmackvollen Kleide sich in wohltuender Weise abheben. Aber sie kam langsam, fast zögernd dahergeschritten, und wie in diese Gedanken versunken blickte sie zu Boden. Ihr Tänzer ging ihr mit schnellen Schritten entgegen, vernegte sich tief

zur Verfügung zu stellen, da die 15,000 Familien sonst der Stadt zur Last fallen würden. Diesem Antrage wurde zugestimmt. Die Auszahlung von Unterstützungen an die Reservefrauen wird bereits am morgigen Montag beginnen.

Der Stadtvorordnete Winnicki brachte zum Schluss der Sitzung im Namen von 15 Stadtvorordneten eine Interpellation über die Teneur u. d. Lebensmittel ein. Er führte u. a. aus, daß verschiedene Lebensmittel in der Umgegend bedeutend billiger seien als in Lódz, und daß diese Verteuerung zum Teil auf die hohe Gebühr für die Einfuhr-Scheine zurückzuführen sei. Er erfuhr den Magistrat, beim Polizeipräsidium eine Ermäßigung dieser Gebühr auszuwirken.

Der Vorsitzende der Verpflegungsdeputation, Herr Hoffmann, sagte, daß alles getan werde um die Lebensmittel zu verbilligen. Es seien auch bereits verschiedene Produkte wie Zucker, Hering, Naphtha nach Lódz unterwegs. Herr Oberbürgermeister Schoppen erklärte, daß auch der Magistrat bestrebt sei werde, in dieser Hinsicht seine Möglichkeiten zu tun.

U. a. wurde bei der Besprechung der Interpellation auch erwähnt, daß die Kartoffelzufuhr aus den andern dem Kaiserl. Polizeipräsidium in Lódz unterstellten Kreisen nach Lódz freigegeben ist.

Willigmann-Ehrung.

Ein Kreis von etwa dreißig Damen und Herren aus der Lódzer deutschen Gesellschaft hatte sich letzten Mittwoch in der Wohnung des Herrn L. zusammen gefunden, um dem für einige Nachmittagsstunden in Lódz weilenden Herrn Divisionspfarrer Willigmann im Namen der 750 Deutschen Männer und Frauen, die an der Ehrung durch Unterzeichnung der Widmung und Darbringung von Spenden teilgenommen hatten, die ihm als sichtbares Andenken an seine Lódzer Tätigkeit dargebrachte Brachtbibel zu überreichen. Die Bibel trägt die Widmung: „Gottes Gnade ist es, die den Bedrängten zu rechter Zeit große Männer sendet, deren Er scheinen unvergängliche Spuren hinterläßt und die Schwachen stark macht. Zu diesen Männern zählen wir Herrn Divisionspfarrer Willigmann, dessen Wort wie Gottes Hammer an unsere Herzen pochte und uns mit ehemalem Griffel das Deutschtum aufprägte. In dieser Erkenntnis bringen wir ihm diese Bibel als Anerkennung dar und unterzeichnen in Dankbarkeit....“

Im Tone dieser Widmung waren auch die Ansprachen des Stadtvorordneten Herrn Z., des Leiters einer deutschen Volksschule Herrn K. und des Gymnasiallehrers Herrn T. gehalten. Divisionspfarrer Willigmann antwortete und gab seiner Freude und Dankbarkeit über die Anerkennung, die seine Wirksamkeit in Lódz gefunden hat, Ausdruck.

Freudigen Widerhall in den Herzen der Anwesenden fanden die herzlichen Worte des jetzigen Garnisonspfarrers Herrn Privatdozenten Althaus über die Tätigkeit seines Vorgängers und die warmempfundenen Versicherungen, in seinem Sinne Ermunterer und Stütze des hiesigen Deutschums zu sein.

Der Überschuß der Sammlung für die Bibel — 300 Mark — ist Herrn Pfarrer Willigmann zur Verfügung gestellt worden.

Kleine Notizen.

Die Gewerkschaft Christlicher Arbeiter, die vor kurzem eine außerordentliche Hauptversammlung abgehalten hat, will, wie uns mitgeteilt wird, aus Holland Holzpanzertrossel beziehen. Diese Mitteilung klingt, trocken hingegagt, beinahe komisch, hat, bei dem Ledermangel und den unterschiedlich hohen Lederprielen, aber etwas sehr erfreuliches an sich. Außerdem will der genannte Arbeiterverband einen der Läden für billige Lebensmittel, die das ehemalige Bürgerkomitee eingerichtet hat, übernehmen. Die Armee-deputation beim Magistrat soll um Beihilfe zur Errichtung einer Milchhalle für die armen Mitglieder der Gewerkschaft angegangen werden.

Die Krankenfürsorgestelle der St. Johanniskirchengemeinde über die wir in einer früheren Nummer der „Deutschen Post“ ausführlich berichtet und deren jüngst erschienenen Tätigkeitsbericht wir in unserer letzten Wochenausgabe erwähnt haben, hat einen Ausschuß zur Beschaffung von Tuchschulen gebildet. Das ist so zu verstehen: Die Mitglieder des Hilfskreises erbitten von wohlwollenden Fabrikanten Tuchrechte; freiwillige Kräfte fertigen aus ihnen Tuchschuhe an, mit denen die Kinder der notleidenden unterstützungsbürstigen Personen versehen werden sollen.

Die billigen Konsumläden, die das aufgelöste Bürgerkomitee in der letzten Zeit seiner Tätigkeit eröffnet hat, sollen

matter Stimme: „Wohl, Walter, viel habe ich Ihnen zu sagen, sehr viel, zu viel für mein wundes Herz!“

Er war bei der Nennung seines wirklichen Vornamens zusammengezuckt; seit dem Tode seiner Eltern vernahm er ihn zum erstenmal wieder, und noch dazu von den geliebten Lippen; er hatte diesen Namen über dem polonisierten Bladek' schon beinahe vergessen. Wie geistesabwesend stand er da und blickte sie verständnislos an; dann fiel ihm ein, daß sie ihm etwas, viel zu sagen habe. Was aber, was? Warum stand sie so still da, warum blickte sie ihn mit so schmerzlichem Gesichtsausdruck an, warum sprach sie nicht, warum? Und er räste sich auf und sagte stockend: „Sprechen Sie Hedwig, sprechen Sie, schon Sie mich nicht!“ Die Unge wissheit würde mich mehr peinigen, als die volle Wahrheit, und wenn diese auch noch so furchtbar wäre für mich!“

Das Mädchen war an den Tisch getreten und stützte sich mit der Linken schwer darauf; die Rechte preßte sie an das wild pochende Herz und sprach, jedes Wort scharf betonend: „Ja, offen will ich zu Ihnen sein, offen, ganz — offen! Walter, auch ich — liebe Sie! Aber uns trennt eine Klüft, und nur an Ihnen liegt es, sie zu überbrücken. Sie wollen Pole, sein, ich bin eine Deutsche, bin deutsch mit jeder Faser meines Herzens. An einen Polen könnte ich mein Leben nie ketten, weil er mir zu wesensfremd wäre; ich könnte ihn wohl achten, aber nicht so lieben, wie es in diesem Falle nötig wäre. Einen Deutschen aber, der sein Volkstum, die mir heilige deutsche Sprache verleugnet, muß ich verachten. Ich liebe Sie Walter, wie ich nur einen einzigen Menschen auf Erden lieben kann; aber der, den ich in Ihnen liebe, ist nicht da, ist wesenlos. So, wie Sie da vor mir stehen, wie ich Sie heute kennen gelernt habe, so verachte ich Sie, so hasse ich Sie; ja, ich hasse Sie, so, so...“ laut auffluchtend brach sie ab, und das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, sank sie in den neben ihr stehenden Sessel.

Er hatte sie starr erschrocken angeblickt; gleich späten Pfeilen trafen ihre Worte sein Herz. Liebe und Hass, mußte er wirklich beides zusammen hinnehmen? War das gleich-

Vielfach geäußerten Wünschen der Leserschaft entsprechend erscheint die „Deutsche Post“ in Zukunft regelmäßig

am Sonntag morgen.

Die „Deutsche Post“ ist wie bisher durch die Austräger der deutschen Tageszeitungen sowie durch die Straßenverkäufer zu beziehen.

nach einem Beschluss des Komitees der billigen Läden aufgelöst werden. Die Bevölkerung unserer Stadt würde der Armen- und Verpflegungsdeputation gewiß dankbar sein, wenn es ihrem Wirken gelingen würde, die Erhaltung und die Neuauflistung der billigen Läden durchzuführen.

Unser deutsches Theater wird, wie sein Leiter, Herr Walter Wahermann, uns mittelt, nicht am 25. September, sondern erst am 2. Oktober eröffnet werden.

Für den Ausbau und die Hebung unseres deutschen Schulwesens sind wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, folgende Summen angesezt: Für die Unterhaltung der bisher bestandenen 26 deutschen Volksschulen 364,000 Mark; für die Unterhaltung der fünf neu gebildeten Volksschulen 70,000 Mark; für die Inventarvollständigungen der bestehenden Schulen 8,000 Mark; für die Ausstattung der neuen Schulen 18,000 Mark; für die Vertretung der erkrankten Lehrer 3000 Mark; für die ärztliche Aufsicht in den Schulen 4,000 Mark; für Schulbücher an die ärmeren Kinder 6000 Mark, für Schulhygiene und Bänder 3000 Mark; für die Fortbildungskurse der Lehrer und Lehramtskandidaten 10,000 Mark; für Unterstützung der Kinderbewahranstalten 4000 Mark.

Der Unterricht in den städtischen Volksschulen wurde am Anfang der Woche wieder aufgenommen. Am Montag fand für die evangelischen Kinder in den Kirchen ein Gottesdienst statt.

Amtliches.

Bekanntmachung.

Bei der hiesigen Kaiserlichen Polizeikasse, Evangelische 15, werden Zeichnungen auf die 5-prozentige 3. Kriegsanleihe des Deutschen Reiches von 1915 entgegenommen. Der Zeichnungsbeitrag beträgt 99%. Die ausführlichen Zeichnungsbedingungen liegen dabei aus. Es kann jeder durch 100 teilbare Beträge gezeichnet werden. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 30. September 1915 ab jederzeit voll einzuzahlen. Sie sind verpflichtet:

30%	des zugeteilten Betrages	spätestens am	18. Oktober 1915
20%	"	"	24. November 1915
25%	"	"	22. Dezember 1915
25%	"	"	22. Januar 1916

einzuholen. Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin bezahlt werden.

Lódz, den 15. September 1915.

Der Kaiserlich Deutsche Polizeipresident:
von Oppen.

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Die Unterrichtszeit in den Volksschulen.

Eine Mutter schreibt:

Am vergangenen Sonntag brachte die „Deutsche Lódzer Zeitung“ die erfreuliche Nachricht, daß die Schulbehörde allen Kindern in Lódz die Wohltat eines Schulunterrichts zukommen lassen wird. Und zwar soll der Unterricht den neu aufzunehmenden Kindern dadurch zugänglich gemacht werden, daß sie in zwei Schichten die Schule besuchen sollen, — die erste Schicht von 8 bis 11 Uhr vormittags, die zweite zweite Schicht von 11 bis 1 Uhr nachmittags. Am folgenden Tage sollen die Kinder die Schule in umgekehrter Weise besuchen.

Ein regelrechter Unterricht muß mit dem Glockenzeichen beginnen und schließen. Alle Kinder haben um 8 Uhr früh in der Schule zu sein; die der Eintrittsabteilung sollen 3 Stunden, bis 11 Uhr oder 2 Stunden, von 11 bis 1 Uhr, die der I., II. und III. Abteilung sollen 5 Stunden, von 8 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags dem Unterricht aufmerksam folgen. Ein altes Sprichwort lautet: „Ein voller Bauch kann nicht studieren.“ Ich aber glaube: Kinder mit hungrigem Magen können unmöglich dem Unterrichte 5 Stunden hindurch aufmerksam folgen.

Zeitige Auftreten dieser beiden entgegengesetzten Gefühle wohl überhaupt möglich? Schließlich verstand er: den Deutschen liebte sie, den Polen trug ihr Haß. Was sollte er nun tun? Sollte er abschwenken von dem Wege, den er bisher gewandelt, sollte er ablassen vom Haß, vom glühendsten Haß gegen alles, was sie mit jeder Faser ihres Herzens zu lieben an gab? Ihre Liebe ging ihm über alles; aber nein, er war ein Mann, er konnte seine Gefühle nicht wechseln, wie einen Anzug, auch um dieses hohen Lohnes willen nicht. Über von der so heiß Geliebten lassen konnte er auch nicht, jetzt um so weniger, da er wußte, daß auch sie ihn liebt. Aufgeregkt schritt er im Zimmer auf und ab; dann fielen ihm die Gedanken ein, die er vor der Unterredung entwickelt hatte. Er trat vor sie hin und sagte:

„Hedwig vielleicht verdiene ich Ihre Verachtung doch nicht in so vollem Maße; vielleicht geben gerade Sie sich einer Täuschung hin.“

Da sprang das Mädchen auf und rief ihm zornig zu: „Nein Herr Hardt ich täusche mich nicht! Ich bin eine Deutsche meiner Abstammung und meiner Gesinnung nach, und werde es bleiben bis zum letzten Atemzuge. Wohl aber gab ich mich bis vor einer Stunde den süßesten Täuschungen in bezug auf Sie hin und hoffte — hoffte, daß Sie schließlich doch Ihres Deutschstums sich bewußt werden. Aber da, aus Ihrem eigenen Munde hörte ich, welchen Gesinnung Sie sind. Unfreiwillige Zeugin jenes Gesprächs war ich, das Sie mit dem alten polnischen Herrn geführt haben. Die Worte des Generals waren mir aus dem Herzen gesprochen. — Bleiben Sie nun, was Sie sein wollen, aber meiden Sie mich!“

Sie wandte sich der Türe zu. Er aber vertrat ihr den Weg und sprach hastig auf sie ein: „Nicht so Hedwig, nicht so! Wir dürfen nicht so von einander gehen. Gestatten Sie, daß wir uns näher kennen und — achten lernen. Gestatten Sie, daß ich Ihren Herrn Schwager bitte, in seinem, Ihrem Hause verkehren zu dürfen. Wir wollen nicht gewaltsam bestürzen, vernichten, was unsere Herzen verbindet. Sagen Sie nicht nein, Hedwig, weil Sie jetzt zornig sind. Beschliefen

Viele Lehrer haben den Schulunterricht in den Schulen bereits nach dem neuen Projekt aufgenommen.

Kann es aber den Müttern in unserer Fabrikstadt gleichgültig sein, ob sie ihre Kinder um 7½ Uhr früh, nachdem sie einen Schluck schwarzen Kaffee oder ein Glas Tee hastig getrunken haben, in die Schule schicken, in der sie dem Unterricht aufmerksam bis 1 Uhr nachmittags folgen sollen? Wer gibt den Kindern, deren Mütter in der Fabrik arbeiten und um 12 Uhr die Mittagsmahlzeit einnehmen, zur Mittagsmahlzeit eine warme Suppe, wenn sie erst um 1 Uhr aus der Schule nach Hause kommen?

Darum zurück zu der alten Einrichtung. Die Kinder gehen nach 8 Uhr in die Schule. Der Unterricht beginnt um 9 Uhr und wählt bis 12 Uhr. Dann gehen alle Kinder nach Hause zur Mittagsmahlzeit und gehen um 1 Uhr wieder in die Schule, in der der Unterricht bis 3 Uhr nachmittags dauert.

Der Wechsel der zwei Schichten der Schüler der Eintrittsabteilung kann dann so vor sich gehen, daß ein Teil der Kinder morgens, ein anderer nachmittags den Unterricht besucht. — Der Schichtwechsel um 11 Uhr früh ist nicht günstig, denn wir haben in den Schulen keine Versammlungssäle, in denen sich die kleinen Kinder versammeln könnten, um den 11 Uhr Unterrichtschluß abzuwarten, und im Schulhof im Regen oder Frost können sie sich doch unmöglich versammeln.

Vermischtes.

Zum Weltberdenken.

Der längst geäußerte Wunsch, daß unsere Lódzer städtischen Volksschulen in würdiger Weise ergänzt werden mögen, ist endlich in Erfüllung gegangen, die freien Plätze für Lehrer und Lehrerinnen sind besetzt worden, und es ist formell alles geschehen, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt geschehen konnte. Doch ist zu hoffen, daß dies nur der erste Schritt zur wirklichen Gesundung unseres deutschen Volksschulwesens ist, wie überhaupt noch außerordentlich viel geschaffen werden muß, um unser Schulwesen in Lódz z. B. an das Schulwesen in Deutschland heranziehen zu lassen. Unsere Stadtväter haben im laufenden Jahre riesige Anstrengungen gemacht und es auf ein Schulbudget von einer Million zweihunderttausend Mark gebracht, doch wollen wir es den Städten von 600,000 Einwohnern in Deutschland gleichsetzen, so müssen wir bis 15 Millionen Mark jährlich verausgaben. Das zur Erreichung dieses Ziels noch ein weiter Weg ist, liegt auf der Hand.

Es wird aber auch bezüglich der Schulalter, Lehrer und Lehrerinnen, ein sehr starker Hebel in Bewegung gesetzt werden und vor allem darauf geachtet werden müssen, daß diese nicht nur sprachwissenschaftlich, sondern auch in ihrem Nationalbewußtsein auf die nötige Höhe gebracht werden, ich meine, daß dieselben nicht nur Deutsch sprechen, sondern auch deutsch gesessen sind. So mancher der gegenwärtigen Pädagogen wird sich also „schuppen und häuten“ müssen, bevor er wirklich verbient, daß deutsch Eltern ihm ihre Kinder zur Erziehung mit vollem Recht anvertrauen können, damit aus ihren Jünglingen nicht ein mark- und willensloses Geschlecht heranwächst, das nicht weiß, was es will, das nicht fremden Götznen nachläuft, ihnen opfert und den Idealen des eigenen Volkes treu bleibt. Jeder gute Deutsche hält Frieden mit seinen Nachbarn, ohne seiner eigenen Würde Abbruch zu tun.

Wie wir hören, ist von den gegenwärtig hier angestellten Lehrern und Lehrerinnen ein Teil der deutschen Umgangssprache abhold, unterhält sich am liebsten polnisch, ist also nicht überall geneigt, diese Richtung auch auf seine Jünglinge zu übertragen, dagegen müssen wir uns von vornherein verwahren. Die Seele des Kindes ist wie Wachs, alle Eindrücke der Jugend sind dauernd. Darum beherzige unsere Mahnung jede Erzieher, jede Erzieherin und jede Mutter.

Sie nicht jetzt in der Aufregung, was Sie später vielleicht bereuen müßten, woran ich und — vielleicht auch Sie, wir beide, Hedwig, unser ganzes Leben lang schwer zu tragen haben würden!

Sie preßte beide Hände an die Brust, sah ihn traurig an und antwortete leise: „Tun Sie, Walter, was Sie für gut befinden.“ Und dann verließ sie das Zimmer. — Sie schritt an den nach den schmetternden Tönen des Mäuse wild dahinstoßenden Paaren vorüber zu den Thüren und bat sie, mit ihr nach Hause zu gehen. Diese kamen ihrem Wunsch gern nach, denn nur des jungen Mädchens wegen hatten sie sich zur Teilnahme an dem Feste entschlossen.

Hardt stand noch lange in Gedanken versunken da. Daß er sie erringen müßte, erringen werde, das stand bei ihm fest; daß es einen schweren Kampf geben werden, dessen war er sich auch bewußt.

Eine eigentliche Siegesfreude wollte in ihm aber nicht auftreten. Wird nicht vielleicht sie, die Deutsche, siegen und ihn verlassen, ins deutsche Lager überzugehen, dachte er. Das schien ihm jedoch unmöglich, alle seine Gefühle sträubten sich dagegen. Der umgekehrte Fall dürfte aber wohl schwerlich eintreten, denn wenn ein Mädchen von Hedwig's festem Charakter so spricht, wie sie soeben gesprochen, dann wäre es Wahnsinn mit einer Sinnesänderung zu rechnen. Aber vielleicht besiegt sie beide sich selber, indem sie das sich bei ihnen immer in den Vordergrund drängende nationale Bewußtsein im Verkehr mit einander einschaffen ließen; sie würde für ihn nur das vergötterte Weib sein, nicht die Deutsche, er für sie nur der innig geliebte Mann. — In welcher Sprache sollten sie dann miteinander verkehren? Doch auch darüber ließe sich eine Einigung erzielen; wozu hat man denn von Kindesbeinen an französisch gelernt. Er konnte sich zwar für diesen Ausweg nicht begeistern, war aber fest entschlossen den Kampf gegen seine Gefühle aufzunehmen. Ihr und seiner Liebe auch dieses Opfer zu bringen. Wenn sie das sehen werde, glaubte er, dann würde sie es am guten Willen gewiß auch nicht fehlen lassen. (Fortsetzung folgt.)